

Ein religiöses Ferienintermezzo

Autor(en): **Zimmermann, Arthur**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **25 (1921-1922)**

Heft 10

PDF erstellt am: **03.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-667986>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

kommt sie in Deutschland an Größe bald dem des Roggens gleich. Neben dem Wert der Körner als Futtermittel und den aus ihnen bereiteten Präparaten zur menschlichen Nahrung ist auch das Haferstroh als Futtermittel sehr wertvoll.

Mädchenlogik.

Im Kirschbaumwipfel, von Ost zu Ost!
Zizi! welch Zwitschern und Flattern.
Herr Finke, der hat nicht Ruh nicht Rast;
Möchte sein Küßlein ergattern.

„Zizi!“ höhnt die Liebste und wischt ihm aus:
„Will nichts von euch Männern wissen!
Was ein echter Fink, der baut sein Haus —
Und fängt erst dann nach Küßsen.“

Jung Röschen staunt in die Wipfel: „Soho!
Wer wird denn ums Küßsen zanken!
Wär' der Hansel mein Schatz und ich käme ihm so,
Der würde sich hübsch bedanken.“

„Zwar weiß ich längst, daß er nach mir zielt,
Und es macht mir oft ein Bedenken —
Ich will drum, eh er das Herz mir stiehlt,
Es ihm viel lieber schenken.“

Heinrich Fischer, Herzogenbuchsee.

Ein religiöses Ferienintermezzo.

Klauderei vom Stooß von Arthur Zimmermann.

Gestern, Samstags, kam der Kapuziner zu uns heraufgestiegen, der morgen den Sonntagsgottesdienst in der kleinen Stooßkapelle hoch oberhalb Morsbach abhalten sollte. Da ein Gottesdienst in den Bergen immer ein ganz eigenartiges Gepräge besitzt und etwas durchaus anderes ist, als ein solcher im Tale, verlohnt es sich wohl, einer weiteren Lesergemeinde darüber einiges zu sagen. Schon daß ein Kapuziner ihn zelebrieren sollte, gab der Sache ein gewisses Cachet, wenigstens für mich, der ich von jeher für Kapuziner eine gewisse Schwäche gehabt habe. Es steckt immer ein Stück Persönlichkeit hinter diesen Patres — ich habe mich darin noch selten getäuscht und fand auch diesmal meine Erfahrung wieder bestätigt.

Schon sein Einzug war vielversprechend. Wie er so einfach und schlicht in seinem braunen Kapuzinerhabit dahergestapft kam, den derben Bergstock kräftig aufsetzend, die obligate Reisetasche umgehängt, das war einfach prächtig. Etwas befangen, wie mir vorkam — er mochte nicht gedacht haben, daß er bei seiner Ankunft gewissermaßen einen Spießrutengang durch die ganze Menge der Gäste hier oben machen müßte, die nach dem Nachtessen in vergnüglichem Gespräche noch unter den Bäumen lustwandeln

— überquerte er den Platz vor dem Hotel, um nach einer kurzen Begrüßung durch den Wirt sofort im Hause zu verschwinden. Er mochte vielleicht das leise Gefühl haben, daß seine Erscheinung nicht so ganz zu den modernen Toiletten der Damen und Herren im Kurhaus paßte. Aber sein Auftreten war ein durchaus sicheres und selbstbewußtes und in seinem leutseligen Lächeln, mit dem er uns begrüßt hatte, schien mir zugleich eine ganz leise Ironie zu liegen, die besagte: „Ja, ja — schaut mich nur an; ich mag mich unter Euch Modernen vielleicht etwas seltsam ausnehmen — aber ich komme ja auch nicht Cuveretwegen da herauf, sondern meiner Ämpler wegen. Und übrigens sind meine Vorfahren im Orden schon vor aber- und aber- hundert Jahren da heraufgekommen, als man von Euch Sommerfrischlern in diesen Bergen noch lange nichts wußte, so daß die Frage offen bleibt, wer von uns sich besser in dieses Landschaftsbild einfügt: Ihr oder ich.“

Und mir scheint, der Mann hatte recht, wenn er so dachte und so lächelte.

Item — der Kapuziner gefiel mir über die Maßen und es war entschieden nicht bloße Neugier, sondern tieferes Interesse, das mich bewog, ihm nachzugehen und den Versuch zu machen, mich ihm anzubiedern, was nach meiner bisherigen Einschätzung des Mannes nicht allzu schwer sein sollte.

Ich fand ihn im Restaurant des Hotels auf- und abgehend und trat gleich auf ihn zu, um meiner Freude Ausdruck zu geben, den Prediger von morgen persönlich kennen zu lernen, von dem wir Alle etwas Originelles erwarteten.

Darauf lachte der Vater fröhlich und meinte, wenn wir nur dabei auf unsere Rechnung kämen. Die Leute, denen er hier predigen müsse, seien eben sehr einfacher Art und darauf müßte er Bedacht nehmen.

„Um so besser“, gab ich zurück, „das ist ja das Interessanteste und Schwerste und geradezu ein Prüfstein für ein Predigertalent.“

Der Vater zuckte bescheiden mit den Achseln, ohne etwas zu erwidern.

„Ob er nicht ein Glas Wein mit mir trinken würde,“ fuhr ich alsdann fort, „es wäre mir ein Vergnügen, etwas mit ihm zu plaudern.“

„Warum nicht? Gerne,“ erwiderte er, „er warte so wie so auf einen Schoppen, doch scheine Niemand umwegs zu sein.“

Wir setzten uns in einer stillen, behaglich erleuchteten Ecke, während ich laut nach der Bedienung rief: „He — Frieda — *quousque tandem abutere patientia nostra?*“

„Aha — auch Lateiner?“ meinte der Vater.

„Reminiszenzen aus meiner Studienzeit! Ich bin Arzt“, gab ich zur Antwort, die der andere mit einem grüßenden Kopfsneigen quittierte.

„Das trifft sich ja famos. Also gewissermaßen Kollegen. Sie für den Leib — ich für die Seele“, lächelte er und blizte mich schalkhaft durch seine Brillengläser an.

Dann kann der Wein — ein güstiger Fendant, der goldblank in den Gläsern perlte, die alsbald hell läutend aneinander klangen.

„Ein guter Tropfen,“ meinte der Vater. „Ich bin sonst sehr mäßig, aber durchaus kein Kostverächter, besonders nach einem so heißen Tage wie heute. Auch der Wein ist eine Gottesgabe und nicht umsonst gewachsen.“

Wieder stieß er mit mir an und lachte sein joviales Lachen, daß es

einem ganz warm ums Herz wurde. Damit kamen wir in ein angeregtes Gespräch mit einander, während welchem ich Gelegenheit hatte, mein *vis-à-vis* etwas eingehender zu betrachten.

Er war ein hübscher Kerl — mittelgroß, schlank und rahn gewachsen, jung und offenbar gesund an Leib und Seele. Rotbackig und blauäugig wuchs der markante Kopf mit der schön geschwungenen Nase und einem üppigen Mund aus der braunen Rutte heraus, über die ein dünner, gewellter rotblonder Bart herabwallte. Das Haar war kurz verschnitten, die Tonsur nur leicht angedeutet, bereits wieder verwachsen. Alles in allem ein tadelloser, jugendlicher Kapuzinertyp, zum Malen — ein richtiger Eckehardkopf, wenn die Brille nicht gewesen wäre.

Wir plauderten von allem Möglichen. Er war St. Galler, von Wil, und der achte des Geschlechtes der Müller, der in den Kapuzinerorden eingetreten war. Auf meine bezüglichlichen Fragen entrollte er mir ein anschauliches Bild über das Leben im Kloster, die Tageseinteilung in demselben, über die Ordenseinrichtungen im Allgemeinen, die achtjährige Dienstzeit der Fratres, den Bildungsgang der Patres und vieles andere mehr. Es war eine Freude ihm zuzuhören.

Mit einer wahren Liebe und Begeisterung sprach er z. B. von seinen Bettelgängen.

„Bettelgehen ist mir das Liebste, was es für mich geben kann,“ meinte er. „Sie glauben gar nicht, was für ein Vergnügen — Sie gestatten die Paradoxe — diese Arbeit ist. Hauptfächlich auf dem Lande, bei den Bauern. Was für eine Fundgrube ist so eine verschlossene Bauernseele, und welche tiefe Menschenkenntnis vermittelt sie dem, der es versteht, sie aufzuschließen. Das Letzte läßt sich aus ihr herausholen, wenn man die Fähigkeit, verbunden mit dem nötigen Takte besitzt, ihren Schwingungen, ihren naiven, und doch oft so komplizierten Gedankengängen nachzugehen. Dazu braucht es aber Geduld, Liebe und Klugheit — vor allem Liebe, viel Liebe. Dann aber wird man auch reich belohnt, und das einmal erworbene Zutrauen ist grenzenlos. Was eine solche Bauernseele ihrem weltlichen Seelsorger niemals anvertrauen würde, das sagt sie schließlich dem Kapuziner, der sich in sie einzufühlen, sich ihr anzupassen weiß. Ja, ja, Herr — auch das Betteln muß verstanden sein — materiell und seelisch gemeint — und reichlicher, als die dabei fließenden Gaben, die auch nicht gering sind, lohnt das erworbene Vertrauen, die echte Herzensfreundschaft, die dabei erwächst, die dann selbstverständlich auch materiell wiederum ihre Früchte trägt. Ich meinerseits, Herr, habe aus diesem Verkehr mit den Bauern das gelernt, daß man, wenn man richtig Seelsorger sein will, nicht immer das An Gottesstellstehen herauskehren und darüber das rein menschlich Kameradschaftliche außer Acht lassen darf. So gut, wie Sie als Arzt nur dann richtig heilen können, wenn Sie als Freund dem Krankenbette nahen, so kann auch der Seelsorger nur dann erspriessliche Arbeit leisten, wenn er sich als Freund und Gleichgestellter in die Seele der ihm Anbefohlenen einlebt und auf gleich und gleich mit ihnen verkehrt. Nur in Folge Nichtkenntnis dieser Tatsache stellt sich so mancher Weltgeistlicher mit seiner Gemeinde so schlecht.“

Und dann schilderte er mir diese Bettelgänge so bildhaft anschaulich, daß ich ihn dabei wie mit leiblichen Augen verfolgen konnte. Ich sah ihn

in Sonnenbrand und Regen, in Eis und Schnee, auf den Tal- und Bergstraßen dahinwandernd, fröhlich und wohlgenut; ich sah ihn mit den Bauern auf dem Felde sprechen und wohl, wenn's galt, auch selbst Hand mitanlegen; ich sah ihn das Mittagsmahl mit ihnen teilen oder in niederer Alpstube auf dem Ofensitze seine Milch löffeln. Ich sah ihn Kinder schauen auf seinen Knien und ihnen Bildchen austheilen, sah ihn im Stall und Scheune, am Wochen- und Krankenbett, sich interessierend, ratend, zusprechend, helfend, Freude und Leid teilend und mitfühlend und spürte fast etwas wie Neid in mir aufsteigen gegenüber dieser Fröhlichkeit und Bedürfnislosigkeit, die jeden Tag als Geschenk Gottes hinnimmt, ob er nun Überfluß oder Mangel, Erfüllung oder Enttäuschung, Freude oder Leid bringt.

Denn der Grundton, der über alle den Erzählungen und Mitteilungen dieses Mannes vibrierte, war jene unverwüßliche Zufriedenheit und innerliche Befriedigung mit seinem Stand und seiner Betätigung — jene Ausgeglichenheit einer harmonischen Lebensauffassung und -Anschauung, wie sie nur ganz Auserwählte und Glücklichen eignet und sehr, sehr selten angetroffen wird. Der Vater war mir wieder einmal der Repräsentant jenes uns reinen Naturwissenschaftlern nicht faßbaren Typus von Menschen, die mit einer ganz tiefgründigen Bildung eine naive Frömmigkeit und einen unanfechtbaren Gottesglauben paaren — die keinem Naturgesetz irgendwie zweifelnd gegenüberstehen, durchaus akzeptieren, was menschliche Erfahrung und wissenschaftliche Forschung als erwiesene Tatsachen aufstellen — bloß als letzten Urgrund hinter alles ein höchstes, wollendes, schaffendes Wesen setzen, Gott als letzte Urheberschaft alles Geschehens betrachten. Ich kam mir eigentlich ganz arm vor, ihm gegenüber und hatte die leise, heimwehartige, schmerzliche Empfindung: „Warum kannst du nicht sein, wie der da!“

Lange, lange plauderten wir so. Aus dem einen Schoppen waren mittlerweile zwei geworden, denn ich wollte noch einiges über die Stooskapelle erfahren, in welcher der Vater morgen predigen sollte. Bereitwillig gab er mir auch hier Auskunft, soweit er es vermochte. Danach ist die Kapelle eine Stiftung des Herrn Dr. med. Franz Dominik Fajbind, Leutnant im Grund, Brunnen, dessen Vater schon die Kapelle am Sattel gestiftet hatte. Sie wurde 1714/15 gebaut, 1716 eingedeckt und 1717 am 13. Brachmonat benediziert. Die feierliche Einweihung geschah durch den Weihbischof Franz Anton, Graf von Siegenstein, in Konstanz, im Jahre 1730, wonach sie dem Schutze der göttlichen Mutter „Maria Hilf“ und der beiden Heiligen Äbte Wendelin und Antonius anvertraut wurde. Über den Erbauer des Barokaltars und den Maler des großen Altarbildes, die hl. Jungfrau mit dem Christuskind darstellend, ist nichts bekannt. Eben- sowenig über die Maler der vielen in der Kapelle aufgehängten Motivbilder, die wundertätige Heilungen durch die Gottesmutter darstellen. Die Glocke ist vier Zentner schwer, ist ein Geschenk des Einsiedler Stiftskanzlers und Rats Herrn zu Schwyz, Jos. Anton Fajbind, und ist vom Glockengießer Baptist Ernst in Lindau 1718 gegossen worden. Auch über das Zu und Her bei der Einweihungsfeier wußte er mir vieles in kurzweiligster Art zu erzählen. Derweil war auch der zweite Schoppen leer geworden und der Vater erhob sich.

„Es wird gleich zehn Uhr schlagen — die richtige Schlafenszeit! Sie müssen bedenken, daß ich bis morgens 11 Uhr nüchtern bleiben muß, der Messe wegen, da tut ein guter Schlaf not, wenn man auch noch so sehr ans Fasten gewohnt ist. Ich danke Ihnen aber vielmals für die nette Stunde, die mir Ihre Gesellschaft bereitet hat.“

Damit streckte er mir die Hand, in die ich herzlich einschlug. „Zu danken habe ich,“ bemerkte ich, „denn Sie haben mir in der kurzen Spanne Zeit viel mehr gegeben, als Sie vielleicht ahnen. Auf Morgen denn — ich werde sicherlich nicht fehlen!“

Der Vater neigte verbindlich lächelnd, aber unaussprechlich bescheiden das Haupt — dann ging er und nach einem kurzen Gange unter den Bäumen draußen tat ich es ihm gleich und legte mich ebenfalls schlafen. —

Blauhimmelig und sonnendurchflutet kam andern Morgens der junge Tag auf unsere Alp herabgeschritten, und mit ihm stiegen von allen Höhen aus ihren primitiven, heimeligen Hütten die Sennen, feiertäglich in blanken weißen oder blauen Hirtenhemden oder den Sonntagskittel über die Schulter gehängt, zur Stooskapelle nieder, um Gott zu geben, was Gottes ist. Sie sind ein gar frommes Völklein, diese Schwyzer und mancher hatte einen gut dreistündigen Weg zurückzulegen, um seine Christenpflicht zu erfüllen. Immerhin spielen auch menschliche Erwägungen und Beweggründe bei diesen Kirchenbesuchen mit und sie sind ihnen nicht zu verargen. Wenn man bedenkt, daß diese Leute oft Tage und Wochenlang in ihren einsamen, abgelegenen Hütten kein anderes Gesicht sehen, als das eines alten oder jungen Knechtes oder einer Magd, so ist es zu begreifen, daß sie wenigstens einmal im Monat das Bedürfnis haben, andere Menschen zu sehen, Bekannte, Freunde oder Verwandte zu begrüßen, mit ihnen zu plaudern, zu rauchen, einen Schoppen zu trinken und ein frohes Lied zu singen.

So war denn schon lange, bevor das Glöcklein der Kapelle zum Beginne des Alpler Gottesdienstes rief, diese selber und der ganze Vorplatz vor derselben mit einer dichten Menge Bergleute — Männern, Weibern und Kindern — angefüllt, unter die auch viele Kurgäste als begierige Zuschauer sich gemischt hatten.

Und es war ein interessanter und packender Anblick, der sich da dem Auge darbot; denn unter den Kirchenbesuchern befanden sich eine ganze Anzahl wahrer Prachtsgestalten, Typen von Sennen und Berglern, richtigen alten Schweizern, wie sie einem Stüchelberger, Hodler, Wieland als Modell hätten dienen können. Zweie vor allem sind mir aufgefallen. Wie da der eine, ein Mann in den fünfziger Jahren, an der Kapellenmauer kauerte, die gefalteten Hände, von denen über den nackten braunen Vorderarm der Rosenkranz niederfiel, emporgerückt auf einen Steinsockel gestützt, mit zurückgebogenem Kopfe, das schöne, eindrucksvolle Gesicht von einem struppigen Braunbart umwallt, mit naiv frommem Blick durch das Kapellenfenster den heiligen Vorgängen in dem Kirchlein folgte — oder wie der andere, ein eisgrauer, haumlanger Alter mit knochigem, magern Gesicht — der verkörperte Hodler'sche Landsknechtstypus — unter dem Thornbaum ganz allein etwas abseits von der Kapelle dahierte — das war direkt bildhaft und hat sich mir unauslöschlich ins Gedächtnis eingepreßt.

Überhaupt ging einem beim Anblick dieses gesunden, kräftigen, urchig-schweizerischen Volksschlages das Herz in heller Freude und Befriedigung

auf. Ob sie nun den rundköpfigen, rotwangigen, flachshaarigen und weißbewimperten, knallend blauäugigen Memannentypus darboten oder braungesichtige, braun- und schwarzhaarige Schmalschädler waren, denen man schon einen gewissen ernerischen oder gar ennetbirgischen Einschlag ansah — was für eine Bodenständigkeit, was für eine Kraft und zugleich Anmut lag in diesen Leuten! Das war echtes Schweizerblut und man hatte das beruhigende Gefühl, daß es einem angesichts dieses rässigen, mit allen Fasern im Heimatboden verankerten bäuerlichen Kernholzes um die Zukunft des Landes nicht bange zu sein brauchte, trotz aller politischer, von gewisser Seite gehätschelter Perversitäten, die sich auch bei uns breit zu machen suchten.

Unter diese Leute paßte aber auch mein Kapuziner, der jetzt in der Kapelle die Kanzel betrat, um das Wort Gottes zu verkünden.

Es war keine Kapuzinerpredigt à la Wallensteins Lager. Aber es war eine durchaus volkstümliche Predigt, wie man sie selten bei einem auch bäuerlichen Weltgeistlichen hört, — so erfüllt von einem väterlich-freundschaftlichen Ton, von so feinem Verständnis der Volksseele, wie es nur das Resultat jahrelangen intimsten und liebevollsten Verkehrs mit diesen Bergbauern sein konnte. Wie der Pater seinen Zuhörern den Wert und die Bedeutung der kirchlichen Zeremonien und Gebräuche erklärte und die Notwendigkeit der Befolgung und persönlichen Ausübung derselben durch die Gläubigen, als mutvolles äußeres Gottbekenntnis darlegte, begründete und forderte, das war so prächtig verständlich und einfach und doch so eindringlich klar durchgeführt, daß es einem Bewunderung abzwang und die Predigt in Wort und Gestus zu einem kleinen Meisterwerk stempelte.

Allen Respekt, Herr Pater, vor Ihrer Leistung!

Dann kam die Messe. Und das einförmige Murmeln des litaneierenden Volkes, das sich mit dem Rauschen der Bäume und dem fernen Geläut der Herdenglocken zu einem brausenden Chor verband, erzeugte auch in der Brust andersgläubiger Zuschauer eine fromme, wohltuende Sonntagsstimmung und weckte in manchem Herzen Regungen und Schwingungen, die es vielleicht schon lange nicht mehr empfunden hatte.

Mir selber aber hat sich dieses religiöse Ferienintermezzo tief in die Erinnerung eingegraben. Nie werde ich das eindrucksvolle und stimmungsvolle Bild dieses Alplergottesdienstes und nie die schöne Plauderstunde mit dem Kapuzinerpater Philibert vergessen. Dem Manne hätte ich Freund sein können, wenn unsere Lebenswege näher zu einander verlaufen wären. Jedenfalls werde ich ihm ein herzliches Andenken bewahren und wenn er, wie er versprochen hat, mich wirklich einmal besuchen sollte, so soll er nicht hungrig und durstig und unbeschenkt von meiner Schwelle gehen.

Bücherschau.

„Heimat und Welt“, die unheroische Odyssee einer Familie, Roman von Gallus Baumgartner. Verlag „Internationale Monatshefte-Ring“, Bern und Frankfurt a. M. Versandstelle Näfenacker 7, St. Gallen. Preis Fr. 5.—. Eine lebhaft, mit guter Laune durchsetzte und sehr anschauliche Darstellungsweise, die aus dem Vollen schöpft und nur gelegentlich ins Plaudern gerät, macht zwei Drittel dieses Buches zum Genuß. Man lebt das Schicksal des Bauern Marquardt